Studiosus Adolar.

Humoreske von Aler Zander.

Adolar war, was man sagt, ein netter Kerl, und alle seine Bekannten hatten ihn sehr gern. Zwar sah man ihn, obschon er sich „studirens halber“ in der guten Stadt H. aufhielt, sehr wenig in den Vorlesungen an der Universität; desto pünktlicher aber fand er sich im Wirthshause und bei allen öffentlichen Vergnügungen ein. Es konnte nicht leicht ein Ball arrangirt werden, bei dem Adolar nicht der Löwe des Tages war.

Er tanzte flott und war ein munterer witziger Gesellschafter, der immer die Lacher auf seiner Seite hatte. Bei den Damen war er sehr beliebt und hatte schon eine Reihe zärtlicher Verhältnisse hinter sich, was ihm niemals hinderlich war, wenn er eine neue eingehen wollte. Man sagte von ihm, er sei sehr leichtsinnig, aber man ließ sich seine Gesellschaft gefallen.

Dennoch gab es eine Anzahl von Menschen, die unserem Adolar manche schwere Stunde bereiteten, nämlich die sogenannten Manichäer, alias Gläubiger, bei denen er, wie man sagt, „in die Kreide gekommen war“. Er pumpte nämlich gern überall: beim Gastwirth, beim Schneider, beim Schuster, beim Cigarrenhändler u. s. w. Auch die Miethe blieb er schuldig.

So war sein Leben eine beständige Jagd; Adolar war das Wild und seine Gläubiger die Jäger, die immer hinter ihm her waren, ohne das vielgehetzte Wild jemals zu erlegen. Schließlich wurde ihm dies Pumpen aber doch sehr erschwert und namentlich sprach es sich herum, daß er an jedem Semester seine Wohnung wechselte und überall mit der Miethezahlung im Rückstande blieb.

Ein neues Semester begann und der Studiosus hatte noch keine Wohnung. Wo er auch anfragen mochte, überall theilte man ihm mit, es sei schon alles vermiethet, obschon er wußte, daß an einigen Stellen nicht vermiethet war.

Adolar sah, daß sein Credit im Sinken begriffen war, allein er wußte sich zu helfen.

Heute Abend war Ball, und der Held unserer Erzählung lieh sich Frack und weiße Glaces, um dort zu tanzen. Es erschien daselbst auch Fräulein Rosa Pielicke, eine dürre alte Schachtel, am Ende der Dreißiger. Sie war häßlich, allein sie hatte viel Geld, wollte heirathen und ihr Vater hatte Zimmer zu vermiethen.

Auf diese Dame baute Adolar seinen Plan.

Er tanzte alle Touren mit ihr und war von so auffallender Liebenswürdigkeit, daß dies Niemandem entging.

„Ah,“ hieß es, „der Studiosus macht der dürren Rosa den Hof.“

„Ob es ihm Ernst ist?“

„Damit, daß sie seine Schulden bezahlen soll, ist's ihm sicherlich Ernst.“

„Vielleicht will er nur einen Pump anlegen.“

Adolar ließ sich durch all' die zischelnden Zwiegespräche, deren Sinn er wohl begriff, nicht stören.

Er begleitete seine Dame nach Hause, während ihre Eltern ihnen folgten.

„Darf ich Ihnen morgen einen Besuch machen, Fräulein Rosa?“ fragte er.

„Ach, das wäre reizend,“ antwortete sie. „O, wenn Sie nur öfters kämen.“

„Nun, das wäre sehr einfach.“

„Wieso?“

„Ich müßte eben ein Zimmer bei Ihnen miethen.“

Die Dürre schlug vor Vergnügen die behandschuhten Hände zusammen.

„Herrlich!“ rief sie; „kommen Sie nur morgen zu uns, wir werden Ihnen das Beste geben.“

Man trennte sich mit gespannten Erwartungen.

Beim Kaffee brachte Rosa das Gespräch natürlich auf den angenehmen Tänzer und fügte ihren Lobeserhebungen die Mittheilung hinzu: „Denkt einmal, Herr Adolar will sich ein Zimmer bei uns miethen.“

„So!“ rief Papa Pielicke grimmig, „dieser Bruder Leichtsinn, der alles anpumpt, will auch uns hineinfallen lassen!“

„Aber Papa!“ riefen Mutter und Tochter wie aus einem Munde, denn der Herr Studiosus gefiel auch der Mama Pielicke sehr, weil er ihr viele Komplimente gesagt und ihr frisches Aussehen gelobt hatte.

„Ein guter Tänzer mag der Patron wohl sein,“ sagte Papa Pielicke, „allein er bezahlt nichts und daher werde auch ich nichts an ihn vermiethen.“

„Ach, Mann, man darf aber nicht alles glauben, was die Leute sagen,“ bemerkte Frau Pielicke gravitätisch und Rosa gab durch energisches Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen.

Papa Pielicke war sonst ein beherzter Mann, aber vor seiner sogenannten besseren Hälfte hatte er doch gewaltigen Respekt.

Adolar hatte Glück.

Wieso?

Nun, er bekam ein Zimmer und zwar das beste. Das süßeste Lächeln der dürren Rosa begleitete seinen Einzug.

Schon am anderen Tage begann das Heer der Manichäer die neue Wohnung zu stürmen.

Der Herr Studiosus Adolar fertigte sie alle mit großer Gelassenheit ab und sie stiegen murrend die Treppe wieder hinab. Da wurde dem guten Papa Pielicke denn doch bange um die Miethe, und er stieg zu Adolar hinüber im Schlafrock mit der langen Pfeife. Er fand den Gewünschten in der besten Laune.

„Ah, so viel Besuch schon!“ sagte der Vermiether mit zweideutiger Betonung zu dem Studiosen.

„Hm,“ sprach Adolar, der den Braten roch und zuvorkommen wollte, „Sie sind gewiß wegen der Miethe ängstlich, aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.“

Papa Pielicke zuckte mit den Achseln.

„Für alle Fälle,“ fuhr jener fort, „haben Sie das erste Anrecht auf meine Habseligkeiten. Da steht mein großer Koffer mit Büchern und Werthsachen.“

„Wenn er aber leer wäre!“ warf der Hausphilister ein.

„Herr?!“ rief Adolar entrüstet. „Sie heben ihn gar nicht auf, so schwer ist er.“

„Das wollen wir gleich einmal sehen,“ sprach der Zweifler.

Er packte den Koffer mit beiden Händen und wollte ihn heben, konnte ihn aber nicht von der Stelle bewegen. Dies beruhigte den Papa Pielicke sehr.

Rosa ließ sich vom liebenswürdigen Herrn Studiosus noch einige Male auf Bälle führen und man munkelte schon von einer Verlobung.

Adolar widersprach nicht.

Dagegen war er so frei, sich vom Papa Pielicke 60 Mark zu borgen, die er in Hinweis auf den werthvollen Koffer auch erhielt.

Nach einigen Tagen war der Herr Studiosus — plötzlich verschwunden; denn die Manichäer bedrängten ihn doch gar zu sehr.

Er verschwand und Gott weiß, wo er sich jetzt durch die Welt pumpt.

„Seht ihr,“ sagte Papa Pielicke zu seinen Damen, „so kommt es mit eurer Vertrauensseligkeit. — So heule doch nicht so sehr, Rosa! Wir haben ja noch den Koffer mit den Werthsachen, wir sind ja wenigstens nicht geschädigt, wenn Dein Herz auch blutet.“

„Ach Papa!“ stöhnte diese, „welche Enttäuschung!“

Schließlich begab man sich zu der tröstlichen Hinterlassenschaft.

Inzwischen waren auch die Gläubiger erschienen, und man einigte sich, daß man brüderlich theilen wolle. Der Koffer mußte merkwürdig schwere Dinge enthalten. Zwei Männer vermochten ihn nicht von der Stelle zu rücken.

Da brach man ihn endlich auf und fand ihn — leer. Aber man konnte ihn immer noch nicht von der Stelle rücken, denn Adolar hatte ihn an den Boden festgeschraubt.

„Siehst Du nun,“ sagte Frau Pielicke, „wie Du wieder dadurch, daß Du ihm noch baar Geld liehst, der Dümmste gewesen bist?!“

Und während die enttäuschten Gläubiger fluchend und schimpfend die Treppe hinabgingen, seufzte die dürre Rosa in sich hinein:

„Ach, ich habe ihn doch so sehr geliebt!“

O du fluchwürdiger Adolar, Du hast nicht allein gepumpt, sondern auch Herzen gebrochen!

Das Grab im Meere.

Eben ging die Sonne unter im Ocean. Durch das trüb dahinziehende Gewölk brach nur hie und da ein falbes Licht und warf einen blassen Schimmer auf die graue, unbegrenzte See.

Am Horizonte zeichneten sich die schroffen Linien eines vereinsamt im Weltmeer liegenden Felsens ab und einsam zog ein Schiff durch die Wasserwüste.

Klagend fuhr der Wind über die Wogen, dumpf rauschte er in den Segeln des Fahrzeugs und zog leise pfeifend durch das Tauwerk.

Es war kalt und unheimlich auf dem Wasser.

Das Schiff schien inne halten zu wollen in seinem Lauf, denn plötzlich preßte es in den Wind und geite die Bramsegel; langsam die Wogen glättend, trieb es nach Lee ab und nun ging an der Gaffel eine Flagge hoch, aber nur zur halben Höhe, — es war eine Trauerflagge.

Das Klagegeläut einer Glocke mischte sich mit dem melancholischen Gesang von Wind und Wellen.

Ein Menschenleben hatte fern, fern von der Heimath ein jähes Ende gefunden und das Meer schickte sich an, den Todten in seinen nassen Schooß aufzunehmen.

Es ist ein großer, dunkler Kirchhof da unten, so groß wie sonst keiner mehr; schleimige, zitternde Tange sind seine Blumen und zwischen ihnen rosten Schätze und bleichen Menschengebeine, hier wenige, dort zu Hunderten, wie sie gerade gekommen, und jeden Tag, jede Stunde kommen andere, alte und junge, und sie finden alle, alle ihren Platz. —

Auf dem Deck der Korvette stand die Mannschaft in Parade angetreten, eine Gruppe Offiziere lehnte am Gangspill, langsam folgte Jeder mit seinem Körper dem wiegenden Neigen der Bretter.

Es waren junge rosige Burschen da, doch noch mehr bräunlich verwetterte, alle aber zeigten gleichmäßig einen trüben Ernst, wie sie da wiegend standen und zu dem falben Himmel blickten, oder wenn die Bordwand niederging, auf die graue See und wie sie dem Klappen der Taue gegen die Stengen lauschten und dem Pfeifen des Windes. Nur hier und da raunte Einer seinem Nebenmanne einige Worte zu, leise, als fürchte er sich einen Schlafenden zu erwecken, und dann und wann warf der Eine oder der Andere einen scheuen Blick nach der Treppe, welcher vom Achterdeck in die Batterie führte.

Sie alle ohne Ausnahme hoffen, glauben die Heimath wiederzuschauen. Ein Kamerad hat es auch geglaubt, sollten sich wohl noch mehrere täuschen wie er? Vielleicht mochte dies einer der Gedanken sein, die sich in den ernst in die ferne Dämmerung schweifenden Augen aussprachen.

Mit kurzem, heiseren Schrei zog ein Seevogel um das Schiff und ließ sich dann auf einer Ragenock nieder, er mußte drüben von der Felsklippe verschlagen sein. Ein ermüdeter Wanderer der Lüfte ist immer ein heiliger Gast an Bord, doch heute war der sonst gern gesehene Fremdling fast unheimlich und von einem abergläubischen Gefühle ergriffen, starrten die Matrosen hinauf zu dem schwarzen Vogel.

Unten in der Kajüte, schwankte eine breite Krankenmatte in ihren Ringen knarrend auf und nieder und auf ihr lag die Leiche eines Jünglings, fast eines Knaben noch. Auch eine Rose, die gebrochen war, ehe der Sturm sie entblättert.“

Einige Offiziere, die gekommen, ihren jungen Kameraden zur letzten Ruhestätte zu tragen, standen in beklommenen Schweigen daneben und sahen zu, wie der Segelmacher des Schiffes die Leiche in eine andere Hängematte, in den Sarg einnähte, aber sie sahen auf den alten graubärtigen Offizier, der ihnen gegenüber auf einem Stuhle saß.

Das Haupt des Alten war vornübergeneigt, der linke Arm hing schlaff am Körper herunter und die rechte Hand hielt den über den Knie gelegten Säbel. Sein Hut lag ihm zu Füßen, er mußte ihm entfallen sein, ohne daß er es gemerkt hatte. So saß er regungslos da, mit starren Augen unverwandt in das bleiche, todte Knabenantlitz schauend. — Der alte Offizier war der erste in Würden an Bord, denn er war der Führer des trauernden Schiffes und der erste im Leid, denn er war der Vater des Knaben.

Als die Leinwand über den Kopf der Leiche zugenäht werden sollte, stand er auf und küßte zum letzten Mal die kalte Stirn seines Sohnes, aber keine Thräne fiel aus seinen grauen Wimpern.

Das Gebälk der Kajüte ächzte und an die Fenster schlug dann und wann eine Woge, als könne sie es nicht erwarten, den Todten zu empfangen. —

Die Leiche wurde auf ein Brett befestigt, an dessen Fußende eine schwere eiserne Kugel hing und mit einer Flagge bedeckt, das Geschäft des Einsargens war vollzogen.

Langsam begleitet von den leisen Schlägen der Schiffsglocke, bewegte sich der kleine Leichenzug nach oben und über das Deck an das Fallreep und um dasselbe schloß nun die Mannschaft einen Halbkreis.

Es war Niemand da, der eine Grabrede hielt, aber der Alte entblößte das Haupt und neigte es zum stillen Gebet. Alle folgten seinem Beispiel.

Es war ein ergreifender Moment; die Menschen schwiegen, doch die Elemente klagten und der Wind bewegte die Flagge über den Sohn und die grauen Haare des Vaters.

Verwundert schaute der Vogel auf der Raae mit seitwärts geneigten Kopfe aus seinen schwarzen, gelbumränderten Augen auf das seltsame Schauspiel herunter.

Nun richtete sich der Kapitän auf und als das Schiff sich der See zuneigte, gab er das Zeichen, den Todten seinem Ruheort zu übergeben. Die Fallreepspfeife ertönte, der Gruß für den Offizier, der von Bord ging; die Hände, welche das Brett hielten lösten sich, pfeilschnell stürzte es mit seiner Last von oben in die Tiefe, die letzte Ehrensalve krachte aus den Pforten über das Grab und die aufstrudelnden Luftblasen bezeichneten dessen einsamen Platz.

Das Begräbniß war vollbracht. Die Trauerflagge ging nieder, das Schiff nahm seinen alten Kurs auf und schoß bald mit vollen Segeln am Winde dahin. Die Mannschaft saß gedämpft plaudernd in der Batterie oder stand in Gruppen am Deck.

Eine graue Dämmerung legte sich über die Wasserwüste und die Wogen verwischten die schäumende Spur des Schiffes mit gleicher Eile, wie sie die Stätte des einsamen Grabes verwischt hatten.

Unten an der Kajüte aber lehnte ein alter, gebrochener Mann seine Stirn gegen die Scheiben und blickte nach Osten, wo der öde Fels sich noch deutlich vom Himmel abhob, wo sein Stolz, seine Freude, sein einziges Kind in der finsteren Fluth ruhte. Mit jenem jungen Leben war auch das Glück seines alten entflohen.

Unbeweglich saß er dort lange, lange, als schon der bleiche Mond, dann und wann aus dem jagenden Gewölk hervortretend, die stürzenden weißen Schaumkämme mit einem schreckhaften Lichte übergoß und ihnen ein gespenstisches Gepräge verlieh, gleichsam als seien sie die armen Seelen der im weiten Meer begrabenen Seeleute, die in wilder Eile unabläßig hinter dem fliehenden Schiffe herjagten, um ihre Kameraden zu bitten, sie aus dem nassen Elemente zu befreien.

Dunkel war es in der Kajüte und oben heulte der hereingebrochene Sturm. Da endlich sank der Alte zurück, das starre Auge hatte Thränen gefunden und sein Haupt in seine Hände bergend, weinte er bitterlich.

Eine alte Liebe.

Dem Leben nacherzählt von K. Wunder.

Der freundliche Leser wolle sich gefälligst im Geiste in eine kleine Stadt Mitteldeutschlands versetzen; es ist Abends 7 Uhr, die Stunde, zu welcher sich die Honoratioren des Städtchens, als da sind: Landrichter, Pfarrer, Apotheker, Förster und Schullehrer, um ihren Stammtisch in der „Traube“ zu versammeln pflegen; wir treten ebenfalls ein, setzen uns aber, da wir die Stammtischordnung noch von früher her kennen, als Fremde bescheiden in eine Ecke, doch so, daß wir die Gesellschaft, die vollzählig versammelt zu sein scheint, im Auge behalten. Dienstbeflissen bringt uns die Kellnerin, die zwar keine Venus, aber doch ganz passabel aussieht, auf einen Wink, und ohne sich erst mit Fragen nach unseren Wünschen aufzuhalten, a paar Maaß Bier! an alts! wie sie stolz bemerkt, steckt das Geld dafür ein, stellt sich an die Hinterthür und späht mit Argusaugen nach leeren Krügen, denn Gläser scheinen in der „Traube“ verpönt zu sein, ausgenommen am Stammtisch, wo jeder der Herren „sei eigenes“ hat.

Eines dieser Gläser ist es auch, welches unsere Aufmerksamkeit wachruft, obgleich es bereits in Scherben auf dem Boden liegt: der Mann, der es, in maßloser Wuth, vom Tisch geschleudert, ist aufgesprungen, reißt seinen Hut vom Haken und verläßt, ohne die bestürzt und verlegen dreinschauenden Anderen auch nur noch eines Blickes zu würdigen, mit dröhnenden Schritten das Lokal, die Thür hinter sich in's Schloß werfend, daß die Fugen krachen.

Einige Augenblicke herrscht Todtenstille, dann beginnen die Herren zu flüstern, einer erhebt sich, kommt an unseren Tisch und ladet uns zu unserer Ueberraschung höflichst ein, sich mit an den Stammtisch zu setzen.

Wir murmeln etwas von großer Ehre und kommen der Einladung schleunigst nach; es erfolgt gegenseitige Nennung der Namen und wir sind formell eingeführt, nur zu dem Zwecke, wie wir errathen, um uns über die eben stattgefundene Scene aufzuklären, welche Vermuthung die Frage des Apothekers, uns auch sofort bestätigt: Was werden die Herren von uns denken, daß sich einer aus unserer Mitte so vom Zorn hinreißen läßt?“

Wir schütteln der Situation entsprechend, mißbilligend die Köpfe erwähnen etwas von Ausnahmen und dergl.; der Landrichter jedoch unterbricht uns, indem er an's Glas klopft, „Silentium“ ruft und erklärt, wenn es uns interessire, so wolle er uns die Veranlassung dieses Benehmens seines besten Freundes mittheilen.

Selbstverständlich versichern wir ihn unserer gespanntesten Aufmerksamkeit und er beginnt:

„Wie schon bemerkt, meine Herren, der Mann, der soeben fortstürmte, ist mein bester Freund, er heißt Franz und ist hier Revierförster; wir drückten zusammen die Schulbank und sind auch in steter Verbindung geblieben, in Folge dessen bin ich in alles eingeweiht und weiß am besten, was ihn zu dem jähzornigen Menschen gemacht hat, Ihn, der früher die Güte und Sanftmuth selber war.

Es mag sechs Jahre her sein, Franz hatte eben die Forstschule absolvirt und befand sich auf Besuch bei seinen Eltern, um auf seine Anstellung zu warten, da passirte ihm die alte Geschichte: er verliebte sich Hals über Kopf in ein junges Mädchen, welches wir nur „das Mädchen aus der Fremde“ nannten, da ihre Herkunft ziemlich dunkel war.

Auch sonst stand Flora, so hieß sie nämlich, in jeder Hinsicht unter ihm, bildschön war das Mädchen jedoch, mußten ihr selbst die Klatschbasen und Lästerzungen zugeben, an denen in unserem Heimatsorte wahrlich kein Mangel war.

Ob Flora nun Franz wiederliebte oder ob sie nur mit ihm kokettirte, weiß ich heute noch nicht; Thatsache ist, daß Sie eines Tages verschwand, und zwar auf Betreiben von Franzens Eltern, welche sie reichlich mit Geld versahen und nach Amerika spedirten.

Als Franz, der nach Floras Verschwinden, wie wahnsinnig herumlief und alles aufbot, um ihre Spur aufzufinden, den Sachverhalt erfuhr, hatte er einen fürchterlichen Auftritt mit seinem Vater, der infolge dessen seine Hand von ihm abzog und ihn sogar aus dem Hause wies. Zum Glücke erhielt Franz bald darauf eine Anstellung und war so wenigstens der Nahrungssorgen enthoben.

Wie diese Vorfälle jedoch den ganzen Menschen verändert haben, können nur die ermessen, welche ihn vorher kannten; aus dem lustigen, übermüthigen Burschen ist ein finsterer Mann geworden, der zwar seinen Dienst versieht, wie kein zweiter, in dem aber alle Lebenslust erstorben zu sein scheint. Er kommt jeden Tag hierher, trinkt seine paar Glas Bier und geht mitunter fort, ohne nur ein Wort gesprochen zu haben. Manchmal, aber höchst selten, mischt er sich in's Gespräch, braust aber dann, wegen der geringsten Meinungsverschiedenheit auf. Heute nun war er besonders aufgeregt, und zwar wegen einer Notiz im heutigen Tageblatt, in der es hieß: „Eine in der Kreisstadt weilende reiche Amerikanerin, sei Niemand anders, als die hier vor Jahren verschwundene Flora....!“ Unglücklicherweise machte der Herr Lehrer darauf die Bemerkung: „Mit dem Charakter einer Flora und noch dazu einem so hübschen Gesichte, wäre es keine Kunst, reich zu werden! Und das brachte unseren Förster so in Harnisch, daß er die Scene aufführte, der Sie, meine Herren, beiwohnten.“

Damit schloß der Landrichter, trank sein Bier aus und empfahl sich. Wir gingen dann ebenfalls zur Ruhe.

Am anderen Morgen durchflog die Nachricht die Stadt: „Der Förster Franz hat sich im Walde erschossen!“

Fast zur selben Zeit als der traurige Zug mit dem Todten am Stadtthore anlangte, rasselte eine Extrapost heran und mit ihr kam die Amerikanerin, welche thatsächlich identisch war mit Flora.... Die Arme brach, als ihr das Ereigniß mitgetheilt worden, bewußtlos zusammen und war nach wenigen Stunden verschieden, ohne ihr Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Beide ruhen nun in einem Grabe. Friede ihrer Asche!

„Das Mädchen muß den Franz doch geliebt haben“, meinte später der Herr Landrichter.

Zur Geschichte der Perrücke.

Als 1742 in Potsdam eine Predigerstelle zu besetzen war, „resolvirten seine königliche Majestät, daß Ihnen aus Halle einige Kandidaten sollten verschrieben werden, die von gutem Ansehen wären, gute Studia hätten und womöglich eigene Haare trügen.“ Die vom König gestellte Forderung eigenen Haares für die zu sendenden Kandidaten erklärt sich aus dem Widerwillen Friedrichs II. gegen die Perrücke. Diese war von seinem Großvater, dem ersten König in Preußen, am Berliner Hofe eingeführt. Der ganze Hof, vom Minister und Leibmedikus an bis zum geringsten Lakaien, erschien damals mit den ungeheuren Perrücken a la Fontange, die bis zu den Hüften herabwallten und oft viele Pfund wogen. Sie wurden erst mit manchem Anderem durch Friedrich Wilhelm I. aus der Welt geschafft. Er entließ bei seiner Thronbesteigung 88 perrückentragende Kammerherren und noch viel mehr Bediente und Lakaien. Dann warf er selbst die Perrücke in die Ecke. Beamte und Militär begannen nun, nach dem Beispiel des einfachen und gestrengen Landesherrn, ihr eigenes Haar mit einem schwarz umwundenen Zopf zu tragen. Es ist bemerkenswerth, daß es gerade der damals noch kleine preußische Hof war, der diese Revolution in der Haartracht der Männer zuerst anregte und durchführte. Die Perrücke blieb auch unter König Friedrich dem Großen beseitigt, und selbst die sächsischen Musiker, die Friedrich aus Dresden kommen ließ, legten dem Könige zu Liebe die mächtigen Perrücken ab, nur der berühmte Musiker Mara that dies nicht, wofür ihm aber auch Friedrich, als das Spiel beendet war, sagte: „Er accompagnirt exzellent, aber ich fürchte mich vor seiner Perrücke!“ Im ganzen übrigen gebildeten Europa herrschte jedoch damals die Perrücke noch unumschränkt, und die Tracht der preußischen Könige machte im Volke so viel Aufsehen, daß die preußischen Dukaten, auf denen Friedrich Wilhelm I. und später Friedrich II. mit einem einfachen Zopfe dargestellt waren, allgemein „Schwanzdukaten“ genannt wurden. An Stelle des Zopfes trat dann später der zierlichere Haarbeutel, bis auch dieser im Anfang unseres Jahrhunderts verschwand.

Koreanische Bräuche und Absonderheiten.

Ueber einige koreanische Sitten wird der Londoner „Times“ berichtet:

Jedes Haus hat einen Keller, nicht um Wein darin aufzubewahren, sondern um Hitze aufzuspeichern. Die Mündung des Kellers liegt etwas vom Hause entfernt. In einer kalten Nacht wird das Luftloch mit Zweigen, Holzscheiten und anderen brennbaren Stoffen angefüllt. Ist das Feuer einmal gut im Gange, so kann es Stunden lang brennen und das Haus die ganze Nacht erwärmen, besonders da die Häuser fast alle einstöckig sind. Nach den Eskimos essen die Koreaner am meisten von allen Völkern der Welt. Deshalb schlafen sie auch so viel. Sie essen eigentlich immer. Ihr Lieblingsgericht ist junges Hundefleisch und ihr Lieblingsgetränk japanisches Bier. Selbst Wien und München liefern kein vortrefflicheres Bier, als die kaiserlich japanische Brauerei in Tokio. Wie alle Orientalen, verzehren die Koreaner unglaubliche Mengen Fische. Häringe ziehen sie allen anderen vor; diese werden im Dezember gefangen, aber erst im März verspeist. Von Früchten giebt es auf Korea am meisten Wassermelonen. Kartoffeln sind gesetzlich in den Bann gethan und ihr Anbau ist verboten. Gasthäuser giebt es auf Korea nicht, wohl aber sogenannte Rasthäuser, wo der Reisende seine Mahlzeit sich selbst kochen kann. Auch japanisches Bier ist dort zu haben.

Die Koreaner sind übrigens Gefühlsmenschen, eine Nation von Dichtern und Malern. Die Mehrzahl hat eine in ihrer Weise hohe Bildung, welche ebenso, wie in China, mehr als Reichthum und Abstammung gilt. Die Prüfungen werden nach chinesischem Muster abgehalten.

Die Koreaner sind auch große Thierfreunde. Besondere Verehrung genießen die Schlangen. Kein Koreaner wird eine Schlange tödten, aber selbst der Aermste sein Mahl mit einer solchen theilen.

Das Haus des Malers Meissonier.

Eines der originellsten und architektonisch werthvollsten Gebäude von Paris, die Maison Meissonier am Boulevard Malesherbes, wird soeben abgebrochen, um einer Miethskaserne von fünf Stockwerken Platz zu machen. Es geschieht dies gegen den innigsten Wunsch des vor drei Jahren verstorbenen Künstlers, der sein Palais mit seinem ganzen Inhalt an Bildern und Studien als Meissonier-Museum erhalten und dem Staate übergeben wollte. Er hatte sich selbst zum Architekten, Bildhauer und Tapezierer gemacht, um dieses Gebäude, an dem er von 1871 an sein ganzes Leben lang baute und verbesserte, zu einem Juwel italienischer Renaissance zu machen. Er hatte leider nur das eine vergessen, seinen Erben ein hinreichendes Vermögen zu hinterlassen. Die Wittwe Meissonier konnte sich mit ihrem Stiefsohne, dem Maler Charles Meissonier, nicht darüber einigen, wie das Meissonier-Museum zu Stande zu bringen sei. Der Staat und die Stadt Paris brachten auch nicht die nöthigen Mittel auf, um die Aufgabe der Erben zu erleichtern. So kam es dazu, daß die Gerichte zwischen Frau Meissonier und ihrem Stiefsohne entscheiden mußten, und die Folge davon ist der Verkauf und der Abbruch des Palais am Boulevard Malesherbes, dessen künstlerische Schätze schon vorher verschleudert worden sind.

= In den Ver. Staaten giebt es 147 Indianer-Reservationen.

Hartnäckig.

Prinzipal: „Wenn Sie sich nicht sofort entfernen, lasse ich meinen Diener holen!“

Hausirer: „Darf ich Ihnen vielleicht, bis er kommt, meine Muster vorlegen?“

Profitabel.

„Kellner, bringen Sie mir eine Lemonade!.. Die Citrone und den Zucker hab' ich bei mir!“

Geistesgegenwart.

Commis: „Gnädige Frau, diesen Stoff kann ich Ihnen besonders empfehlen; die Farbe hält gut und auch das Muster ist sehr hübsch!“

Kunde: „Aber Sie haben doch soeben einer Dame entschieden davon abgerathen!“

Commis: „Gnädige Frau, ich wollte diesen Stoff für Sie reserviren!“

Aus Erfahrung.

Braut (die zum vierten Mal heirathet, auf dem Standesamt): „Es ist wirklich schrecklich, wie lange man hier jedes Mal warten muß!“

Interessante Lectüre.

„..Sie, Wäscherin, wie kommt's denn, daß Sie mir jetzt das Doppelte für das Waschen meiner Manchetten berechnen?“

„Verzeih'n S', Herr Baron, aber ich kann nicht anders. Sie haben halt in neuerer Zeit die Gewohnheit, alle Ihre Notizen auf die Manchetten zu schreiben!“

„Allerdings!.. Das geht wohl schwer heraus?“

„Gar net.. aber wissen S', die Mädeln vertragen so viel Zeit mit'm — Lesen!“

Aus dem Gerichtssaal.

Vertheidiger (eines Raubmörders): „..Ich bitte den hohen Gerichtshof, auch auf die Gefühle des Angeklagten Rücksicht zu nehmen. Derselbe ist nämlich, wie er mir mitgetheilt hat, ein principieller Gegner der Todesstrafe!“

Fatal.

„..Sehen Sie, es würde mich blos ein Wort kosten, um meine Frau zu besänftigen, wenn sie mir eine Gardinenpredigt hält!“

„Ja, weßhalb thun Sie's denn nicht?“

„Ja, seh'n Sie, ich komm' halt nicht dazu!“

Doppelsinnig.

Fremder (in einem Wirthshaus zweiten Ranges, nachdem er der Kellnerin ein Trinkgeld gegeben)“ „So — der Hausknecht bekommt nichts, weil er mich verschlafen ließ und ich gezwungen war, noch einen Tag hier auszuhalten!“

Wirth: „Bitte, ist auch nicht nöthig! Der Hausknecht ist schon von mir bezahlt!“

Ein blühendes Geschäft.

„..Sie sind ja ein entsetzlicher Mensch! Heute werden Sie bei uns abgeurtheilt, übermorgen sollen Sie vor dem Landgericht erscheinen und zur nächsten Woche sind Sie schon für die Nachbarstadt requirirt!“

„Ja, ja, Herr Richter, wenn das Geschäft so fortwächst, kann ich's allein bald nimmer ermachen!“

Frauenlogik.

Dame (im Seebad, zu ihrer Freundin): „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie fleißig mein Mann ist! Der gönnt sich nicht einmal im Sommer einige freie Tage!.. Wenn ich bedenke, wie viel wir dadurch ersparen, so kann ich nicht widersteh'n, mir ein neues Kleid zu kaufen!“

Modern.

Frau: „..Gut! Ich will Sie aufnehmen! Welches Datum haben wir heute, damit ich mir Ihren Eintritt notire?“

Dienstmädchen (an den Fingern zählend): Vom 1. bis 4. war ich bei Assessors, vom 5. bis 7. bei Doktors, vom 8. bis 10. bei Regierungsraths und vom 10. bis 14. bei Kunzens; — heute haben wir also den Fünfzehnten!“

Zerstreut.

Frau Professor (am Morgen des Hochzeitstages, zu ihrem Gemahl): „Ich gratulire, lieber Emil!“

Professor (sich besinnend): „Gratuliren! Zu was denn?“

Frau Professor (schmollend): „Aber Emil! Zum Hochzeitstag!“

Professor: „Ach ja, mein gutes Kind, Du bist so aufmerksam! Ich glaube, den Deinigen hab' ich dieses Jahr richtig wieder vergessen!“

Ein Prosaiker.

Gattin (an einem reizenden Aussichtspunkte zu ihrem Mann, der sich faul in's Gras legt und schlafen will): „Wie man sich dieser herrlichen Aussicht gegenüber nur so faul hinlegen kann!.. So sieh' Dir doch wenigstens das hübsche Dampfschiff an, das eben um die Ecke biegt!“

Gatte: „Ach zu was denn! Ich hör's ja rumpeln!“

Anspielung.

Lieutenant (der ein Pferd kauft, zu seinem Kameraden): „Nun, wie gefällt Ihnen der Fuchs?.. Den Kopf sollte er etwas höher tragen!“

Händler: „O, wenn er 'mal is bezahlt, wird er schon stolzer!“

Kasernhofblüthe.

Unteroffizier: „Sie, Meier, Sie bleiben immer einen Schritt zurück!.. Sie sind ja das reinste Postscriptum der Compagnie!“